

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

193 (22.8.1931) Die Mußestunde

Literatur
Alle an dieser Stelle besprochenen und angelegentlichster Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

Weltermanns Monatshefte. Nachdem mit dem Augustheft der besonders reich ausgestattete Jubiläum-Jahrgang (75) von Weltermanns Monatsheften abgeschlossen ist, war man mit Recht gespannt darauf, wie Weltermanns Monatshefte sich im 76. Jahrgang entwickeln werden. Uns liegt das Septemberheft dieses Jahrgangs vor, und wir müssen gestehen, daß unsere Erwartungen, die weit an das erste Heft des neuen Jahrgangs gestellt waren, noch weiter übertraffen worden sind. Gleich der erste, reich mit Bildern versehene Artikel über den ostpreussischen Maler Alfred Barthelemy von Carl Weisner läßt einen Blick in dessen Werkstatt tun, der uns mit dem Schaffen dieses Malers aufs engste vertraut macht. Die dem Artikel folgende Besprechung des neuen Romans „Das Haus der Dämonen“ von Hans von Süsslen. Die mit vielen buntenfarbigen Bildern versehene Abhandlung „Nach der Kunst“ von Reinhard Weer, zeigt uns, daß auch Amerika von der Wirtschaftskrise nicht verschont geblieben ist. — Ernst von Wolzogen widmet dem verstorbenen Dichter Hans Hermann einen warmen Nachruf, der uns mit dem Leben und Schaffen des Dichters vertraut macht. — Nun folgt eine röstliche Schilderung von Dr. A. S. Kober „Der Mann, der mit den Nationen zu Welt ging“. Jeder Tierfreund wird mit großem Genuß diese mit Humor geschriebene Abhandlung lesen. — „Im Libanon“, ein lebendig geschriebener Reisebericht von Kolmar Schmidt, wird durch ein Dutzend Federzeichnungen von Erna Wimmer belebt. Von dem weiteren Inhalt des Septemberheftes sei noch kurz die Rede. „Die Tänzerin von Bragg“ von Emil Strohm erzählt sowie ein interessanter Aufsatz von Prof. Dr. Wilhelm Hebe über „Reinhold Hebe und sein Werk“. — Sport und Gymnastik werden in Weltermanns Monatsheften besonders gepflegt. In diesem Heft wird ein Aufsatz von dem Diplom-Turn- und Sportlehrer Alfred Müller „Körperziehung in der Freizeit“ gebracht. — Wir bitten unsere Leser, von dem noch bestehenden Abkommen, gegen Einleitung von 30 Wk. für Porto ein früher erschienenen Probeheft vom Verlag Georg Weltermann in Braunsfelde anzufordern, Gebrauch zu machen.

Sprachrichtig deutsch. Von Lehrer R. Kammerer. Verlag W. B. Stoffel, Bonn (Rheinl. Post 76183 Köln), Preis 1,25 M. Das vorliegende Büchlein will namentlich jüngere Leute, aber auch Handwerker, Gewerbetreibende u. a. unterrichten, damit diese sich ihrer Muttersprache in rechter Weise bedienen. Es enthält nicht das ganze Gebiet der Sprachlehre, vielmehr wird nur dasjenige, was wegen seiner Wichtigkeit gelehrt wird, behandelt. In einfacher Weise werden Beispiele und kurze Geschichten dargelegt. Das Büchlein wird seinen Zweck erfüllen, denn der Mensch, der seine Muttersprache falsch anwendet, der stets mit „mir“ und „mich“ im Kampfe liegt, fortwährend die Hülle verwechselt usw., wird stets zurückschrecken werden. Dieses Büchlein wird jedem, der es ernst studiert, die Erkenntnis bringen, wie schön und wohlfühnend unsere deutsche Sprache ist. Das Büchlein ist zu empfehlen.

Die „Sozialistischen Monatshefte“, redigiert von Dr. F. W. Bloch (Geschäftsstelle: Berlin W. 35, Potsdamer Straße 121 h) haben diesen das Augustheft ihres 37. Jahrgangs erscheinen lassen. Aus seinem Inhalt heben wir hervor: Jurid. nach Paris! von Max Cohen-Kauf, Mitglied des Reichswirtschaftsrats — Spiel um Europa, von Dr. Friedrich Kellner — Deutschlands Politik von außen gesehen, von Dr. Walter Meißner — Die Not der Landwirte, von Hermann Kersch — Politik zwischen Bogien und Rhein, von Eide Zentner — Vor vier Jahren, von Dr. Albert Ehrenreich — Rund um den Zionismus, von Dr. Theodor Kappeler — Sommerzeit, von Walter Bauer — Der Untergang des amerikanischen Genies, von Dr. Paul Ferdinand Schmidt — Wohin strebt die junge Generation?, von Georg Müller — Die Kunst im Erziehungswesen der politischen Parteien, von Dr. Adolf Wöhne — Die Arbeiterordnung, von Dr. Adam Hüner — Von Fremdsprachenunterricht, von Dr. Herbert Kühner — Die Straßengeneration, von Dr. Hans Dausen — Politische Unvollständigkeit, von Dr. Carl Steinbock — Gibt es einen musikalischen Nachwuchs?, von Herbert Kranich — Der Sprechchor als Ausdrucksmitel, von Felix Stöckinger — Klassisches Theater, von Franz Geisler — Das Verbrechen auf der Bühne, von Carl Steinbock — Junge Architektur, von Ludwig Hiltner — Die Toten: Walter Fisher, Gustav Kemmann, Umberto Maddalena, Eugene Haver; und andere mehr. — Der Preis des Heftes beträgt RM. 1.—, der eines Vierteljahrsabonnements RM. 3.—. Probehefte stehen auf Verlangen beim Verlag kostenfrei zur Verfügung.

Die Augustnummer der Zeitschrift „Die Wägenstraße“ bringt anlässlich der im August in Erfurt stattfindenden Tagung des Bundesverbandes der Deutschen Buchdrucker, der Volks-Organisation der Wägenstraße Buchdrucker, eine ardore und reich illustrierte Reportage „Wägenstraße Reise“ von Erich Knaut. Aus dem übrigen Inhalt sei eine Erzählung „Der russische Amerikaner“ von Zischagan hervorgehoben, die einen interessanten Einblick in die Probleme der russischen Industrialisierung gestattet. Die Mitarbeiter der Wägenstraße erhalten diese Zeitschrift kostenlos.

Mehrere Detektiv-Geschichten. Das Material auf den Winternachts-Gespinnst — Das Abenteuer des Dr. Franz Hohl — Der größte Wägenstraßenmord — Henry Desro Landru — und andere spannende Detektiv-Erlebnisse enthält die soeben erschienene Nummer 7 der bekannten „Wägenstraßen Detektiv-Geschichten“. Das interessante, reich illustrierte Heft, ist zum Preise von 50 Wk. überaus zu haben.

Bei überaus kaltem Winterwetter. Im südlichen Afrika lebten früher ein paar Millionen Neger und einige Zehntausend Weiße auf höchst bewirtschafteten Feldern und Weidenplätzen. Als am Ende des 19. Jahrhunderts Gold, Diamanten, Kupfer, Kohle entdeckt wurde, änderte sich das Bild. Englische Kapitalisten wurden mobil gemacht und westeuropäische Industrie entstand. Die Stadt Kimberley, der Mittelpunkt dieses Gebietes, erdte sich um das große Diamantenloch, aus dem unermessliche Reichtümer geflohen wurden. Was für soziale Einrichtungen auf die Bevölkerung diese Veränderung hat, in welcher Weise die Neger umgeformt und „kultiviert“ werden, zeigt auf Grund eigener Studien in der „Urania“, Heft 11, Jahrgang 1931, Hans Seligo, London. Dieses Bildmaterial ergänzt den Text. Theodor Peters spricht von dem Heft „Urania“ und der F. B. E. Kurt Stegert läßt das moderne Afrika in einem großen Bilde aufmalen. Wichtige Beiträge von der Naturgeschichte der Natur zeigt Boris Zimmert aus den Naturgeschichte. Eine chemische Umformung und vieles andere Neue ist in Wort und Bild in diesem Heft zusammengestellt. Ein eigenes Abonnement auf diese interessante Zeitschrift empfiehlt sich ungemein. Der Urania-Verlag, Berlin, ist zu empfehlen. Interessenten gern Probehefte kostenlos zur Verfügung. Was den Inhalt des Heftes des 2. Jahrgangs betrifft, der Verlag ein großes Preisausgaben, an dem sich jeder beteiligen kann. Werbebedingungen und nähere Informationen findet der Verlag jedem Beizugehen zu.

Käselecke

Rezeipbild.



Wenn bringt der junge Mann ein Ständchen?

Sieben-Käse!

Das Erste möcht' ein jeder sein.
Das Zweite streift durch Flur und Hain.
Das Ganze hat ein Kind eronnen.
Und dann ein Weber feil umponnen.

Käselecken

Sieben-Käse! Pinel, Ego, Eiel, Chopin.
Unterstell-Käse! Umland.
Wichtige Lösungen sandten ein: Julius Grimmer, Karlsruhe; Karl Ungerer, Spielberg.

Mozart-Anekdoten

Der einzige Lehrmeister
Daß Mozart alle Wunderkinder ablehnte, wissen wir aus mancherlei Begebenheiten. Gelegentlich einer Reise kam er in das Haus eines begeisterten Musikfreundes, dessen zwölfjähriger Sohn sehr gut Klavier spielte. Der Knabe wandte sich an Mozart: „Ich möchte gern selber auch komponieren. Können Sie mir nicht sagen, wie ich das anfangen soll?“ Mozart erwiderte ab: „Du bist ja noch viel zu jung!“ — „Sie selbst haben doch schon viel früher komponiert!“, widersprach der Knabe. Mozart posterte: „Aber ich habe keinen gefragt, wie mans macht. Wenn man den Geist dazu hat, so drückt und quält es einen, man muß es machen, und man macht auch und fragt nicht warum.“ Der Knabe war beschämt. „Ich meinte ja nur, ob Sie mir nicht ein Buch nennen könnten, wonach ich es lernen könnte“, sagte er schüchtern. Da streichelte Mozart ihm die Wange. „Nein, nein“, sagte er, „das ist alles nichts. Es gibt nur einen Lehrmeister, der sitzt in Ohr, Kopf und Herz. Wenn es da richtig ist, dann nimm die Feder zur Hand und schreib, und wenn du niedergeschrieben hast, dann frag einen verständigen Mann um Rat.“

Mozart macht Tafelmusik

Mozart macht Tafelmusik
Wie sehr Mozart seiner Kunst hingegeben war, beweisen zahlreiche Anekdöten in seinem Leben. Als er in Dresden weilte, verlebte er fast täglich bei der Familie Körner. Weiß kam er kurz vor Tisch und setzte sich dann noch an das Klavier, um zu phantastieren. Es hörte ihn gar nicht, doch im Gehörmer die Suppe aufgetragen wurde und der Diener meldete, daß serviert sei. Und die anderen Tischgäste hatten natürlich auch keine Lust, sich von Mozarts Rauberklängen was in die reale Welt des Alltags zu begeben. So ließ man die Suppe kalt werden und die Köchin in der Küche der Verzweiflung anheimzufallen, weil ihr gutes Essen verbrühtete. Nachdem sich das Schauspiel mehrmals wiederholt hatte, begann aber auch in der Musikwelt das Gefühl dafür zu erwachen, daß man auch um der herrlichen Musik willen die Anforderungen des täglichen Lebens nicht ganz übersehen dürfe. Und als Mozart wieder einmal phantastierend und hingegeben am Klavier saß, machte man kurzen Prozeß mit ihm. Die schöne Frau des Hauses legte ihren Arm auf Mozarts Schulter und sagte: „Mozart, wir gehen jetzt zu Tisch, wollen Sie mit uns essen?“ — „Küß die Hand, meine Gnädige, ich komme gleich“, erwiderte Mozart; aber... er spielte urgestört weiter. Die anderen tadelten im Nebenzimmer und hatten obendrein noch den Genuß der schönsten Tafelmusik der Welt, aber als sie fertig waren und wieder in den Salon kamen, fanden sie Mozart noch wie vorber am Instrument sitzen und spielen.

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter Karlsruhe.

Die Mußbestunde zur Unterhaltung und Belehrung

34. Woche 51. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 22. August 1931

Nadel-Sonntag!

Seut sind alle Nadeln frei.
Seut ist Sonntag; dudelbei!
Mit dem roten Omnitibus
Schnell hinaus zum Waldesfuß!
Wald, so bunt; dir nah ans Herz;
Sagt doch wohl ein Tanzebein?
Sirsche mit dem Goldgeweiß
Laden uns zur Keiterei!
Sei, des Wades Heber Gang
Klingt den ganzen Wald entlang!
Wirtschaus, ja, hier lehrn wir ein —
Treiben sich im Wirbeltanz?
Erst der Magen: Kaffee — Kuchen;
Sinterher den Tanz versuchen!
Wie die Muß spielt und lacht —
Wie es in den Reinen lodt!
Alle Nadeln: Hinfeklant!
Treiben sich im Wirbeltanz!
Nadel tanzt auf einem Bein;
Freu dich: Sonntags frei zu sein!

Max Dortu.

Joß Frig

Von Friedrich Franz von Urub.
(Schluß.)

Am 3. Oktober kam ein Bauer aus Wien nach Gmeltingen. Er wollte hier, unweit der Grenze, die Nacht zubringen, tags darauf in die Schweiz fliehen; denn er wurde wegen Totschlags gesucht. Während er nun in der Schenke saß, überlegte er einen Ausweg. Er sprach mit dem Wirt und klagte ihm seine Lage: „swar wiße er, fuhr er fort, die Sache, die für den Markgrafen und das ganze Land wichtig sei, aber werde man ihn, wenn er auslaufe, laufen lassen? Unbedingt! meint der Wirt; er solle nur ruhig mit zum Markgrafen kommen. Im Morgengraun wandern sie zu der nahen Bura, und der Bauer verzäut dem „Bundschuh“. So fort reiten Notch noch Entschlossen zum kaiserlichen Regierung. Freiburg erhält Sonderbericht. Die Lehener scheinen verloren. Sie sind jedoch durch ein anderes Ereignis gemarnt. Drei Werber waren im Eier zu weit gegangen. Sie hatten einen, den sie nicht näher kannten, bestürmt, ihrem Vorhaben beizustehen. Der hatte, von ihnen bedroht, zu schweigen geschworen, aber Mißbilde abgelesen. Gerade wollten sie ihn der Sicherheit halber ersticken, da wurden sie durch Passanten gestört. Der Bauer entsprang; er eilte zum Wirt, durch diesen kam die Nachricht nach Freiburg. Freiburg erfuhr so, wenn auch nichts Genaues, immerhin daß ein Bundschuh im Gang war. Es sah sich vor; es verstärkte die Wachen und rief die Alarmochrist in Erinnerung. Man hörte davon auch in Baden. Joß begriff, was das hieß. Er verschob den Termin und empfahl den meisten Beteiligten Flucht. So waren, als der Bote des Markgrafen Freiburg erreichte, die Hauptführer fort.
Mit meien kommt Joß in die Schweiz. Doch er hat keine Ruhe. Was ist mit den andern, was wird aus dem Bundschuh? Er schickt die beiden, die mit ihm gewandert sind, Mitte Oktober nach Baden. Sie sollen, was dort noch an Freunden ist, nach Schaffhausen bestellen; von da wird man neu beinahen. Die Boten entgehen den Händlern, erfüllen den Auftrag, aber werden auf der Rückkehr gefaßt. Schon hat Freiburg einen wichtigen Führer, den alten Bogt. Der bleibt zwar trotz grauamer Folterung stumm, aber andre find weniger standhaft; bald ist die Verschwörung in all ihren Einzelheiten heraus. Die Behörde macht kurzen Prozeß. Die

„Hauptführer“ werden, soweit sie verhaftet sind, hingerichtet, dreizehn werden gelöst und geentert. Viele — nicht alle. Einer vor allem nicht: Joß.

Wieder ist er, wie vor Jahren, entschließt. Man hat ihn verfolgt, es ist alles geschehen, ihn zu fangen. Polizei ist im Breisgau, in Baden und der Schweiz alarmiert. In Dörfern und Städten, auf der Landstraße sucht man ihn; diesmal um ein Haar mit Erlola. Das ist Mitte Oktober; Joß will nach Schaffhausen, zwei Gefährten begleiten ihn. Da werden sie unversehens gestellt. Zwei werden verhaftet, einer entkommt: Joß. Er eilt südwärts. Immer noch hat er das Fahmentuch, das Zeichen des Aufstandes, bei sich. Es dreht ihn allmählich; denn dies Tuch ist gefährlich, er trägt da den Tod unterm Wams. Wer die Fahne sieht, weiß Bescheid, ohne Verhör, und da hilft auch kein Leugnen; dies Banner sagt alles. Joß sinnt, wie er es auf gute Art loswird. Es vernichten? Unmöglich. Es verstecken? Auch das nicht. Der Bielschwandte weiß Rat. Er gibt sich als Pilger, wallfahrtet nach Einsiedeln und erzählt dort das Gleiche wie in Zellbronn. Hier sei das Weibgesicht, das er seinerzeit der Maria versprochen. Kralos nimmt der Küster es an.

Das Tuch ist gerettet. Was nun? Joß denkt an die Freunde. Die nächsten sind tot, sind gemartert, gemordet; man hat sie erdroßelt, enthauptet, zerstückt; man hat sie, die Kämpfer fürs Recht, den Krähen zum Fraß gegeben. Das droht, Joß weiß es, auch ihm. Dennoch fährt er fort: er wirkt für den Bundschuh, und nun erst recht; denn die Toten sind mit ihm. Freiburg abnt richtig, wenn es besorgt, Joß sei „also in der Besesse verstoßt, daß er in seinem Vorhaben nicht stillstehen werde“. Allerdings — in der Besesse!

Das denkt man in Freiburg; denn dort gilt Joß als „verruhter, ehrloser Mann“; der den Bundschuh „aus argem Einsprechen des Teufels“, „aus einseitigster Bosheit und laust gar keiner Urfaß“ betreibt. Nichts davon, daß die Klage der Bauern womöglich begründet, was sie fordern, berechtigt ist. Das erwägt man erst gar nicht; man sieht da nur Mord und Rebellion, lehnt die Forderungen, Punkt für Punkt, ab.

Gewiß, was Punkt eins betrifft: weder Kaiser noch Papst können unmittelbar, ohne Mittelsperson regieren. Aber weiß Freiburg nicht, wie der Dorfherr oft seine Bauern mißhandelt, sein Recht überspannt? Es brauchte, um das zu erfahren, nur die Alten durchzufragen. Gewiß, es heißt viel, wenn man jede Schuld, wo der Bins dem Entschienen gleichkommt, streicht. Aber bitterer Not fordert bitteren Rat. Und sind nicht für künftige, wie der Bundschuh will, fünf Prozent Zinsen gemut? Ist nicht, was darüber geht, Wucher?

Den Bauern plant die Habgier der Kirche. Er arotll, daß sich jetzt, wo so viele in Not sind, der Klerus bereichert. Hat er darin nicht recht? Fühlen viele nicht ähnlich, und zwar die Besten? Gewiß, was die Rechtsprechung anlangt, so muß sie erneuert, vertieft und vereinheitlicht werden. Mit den Weistümern geht es nicht mehr. Aber läßt sich das fremde römische Recht einfach übernehmen? Muß da nicht geändert, gemildert werden?

Schließlich: die „Gerechtigkeit Gottes“. Die Lösung der Bauern. Wirt da nur Dünkel, „böhmisches Gift“? Nicht der Mißstand reich; arm und Macht; Recht? Freilich, es zielt auf Gewalt. Aber wenn selbst die Kurfürsten eingestehen, das Volk sei unendlich beschwert, wenn die Freiburger sagen, wie fürchtig sie sind, zu hart, um auch nur zu verhandeln? Joß sieht, wie es geht. Nichts ist erlaubt, nichts ist erreicht. Auch die billigsten Forderungen sind verhöhnt und verfannt. Er zieht daraus seine Lehre. Keine Rücksicht; biff; er wird anders vorgehen; radikal.

Zins und Renten sollen abgeschafft werden. Außer Kaiser und Papst will man niemand geborchen. Adel und Ritter im Bundschuhgebiet sollen totgeschlagen, „ausgetilgt“ und vertrieben werden. Wer sich feindlich erweist, soll erschlaen werden. Von der Schweiz wird man Hilfe fordern. Das sind die Punkte, die der neue Bundschuh vertritt. Nichts Räuber; keine Abmilderung. Auch kein praktischer Vorschlag, nur Umsturz, mag entstehen, was will.

In anderem Anmah als je zuvor trifft Jos seine Vorkehrungen. Wiederum löst er sich Zeit. 1513 war der Lehener Aufstand. Dann äart es, 1514, in Schwaben; im selben Jahr auch in Böhln. Doch erst drei Jahre später, 1517, kommt die neue Bewegung in Gana. Nicht bloß einzelne Orte, der Breisgau, ganz Baden, das Nieder-Elsas von Schlettstadt bis nach Zabern und Weiskenburg haben teil. Ueberall allmählich. Es geht nicht mehr um bloß örtliche Klagen, sondern die gleiche, allgemeine drückende Not; nicht um Aufruhr, sondern Revolution!

Wer macht sie? Der Bauer. Aber Bauern sind lebhaft, an die Scholle gebunden, an Haus und Hof. Jos braucht Boten, Leute, die unauffällig, nach Belieben umherziehen. Sie bieten sich ihm in den Bettlern, Söldnern und Gaußlern, — ein tausendköpfiges Heer. Die Bettler sollen, wenn die Stunde kommt, Feuer legen, als Zeichen und zum Zweck der Verwirrung. Landstroläher, deren Dienstaft zu Ende ist, finden hier einen Platz; sie sind die rechten, um bei einer Sache, wie Jos sie plant, mitzutun. Gaußler schließlich Kaiserer und Spieler, die „Freiheitsbuben“, wählt Jos, um die Landleute aufzuwecken; sie verstehen sich auf den Bauern; sie kommen zur Kirche, spielen zum Tanz und erzählen die Neuigkeiten. Im Wirtshaus, wo der Wirt meist gewonnen ist, spinnen sie dann ihre Fäden; sprechen vom Bundschuh, überreden die Bauern und treffen hier wieder zusammen. 33 Orte in Baden, über 50 im Elsas sind bald von Verschwörern durchsetzt.

Nur ein kluger Kopf, eine sichere Hand kann die Unzahl von Werbemern leiten. Jos hat, da die Arbeit zu groß wird, einen Mitführer neben sich. Man trifft ihn oft auf einem Schimmel, in weißem Mantel mit schwarzem Samt, einen silbernen Helm im Barett. Jos seinerseits ist im Schwarzwald, in Hord und in Wiltlingen; auch wandert er viel durchs Land; durch das Elsas, den Breisgau, zum Oberrhein, bis Juraach an die Grenze der Schweiz. Er geht nach dem Rechten, erkundigt sich, feuert an; überseut sich, wie weit alles ist. Er kleidet sich nicht mehr als Bauer; er trägt einen schwarzen französischen Rock, bisweilen auch einen roten; diesen „erdauern“, sinnvoller auf sich. So taucht er, den Bundesführer kennend, hier und dort auf. Er ist oft in der Freiburger Gegend, wo seine Frau, seine Helferin wohnt. Sie wurde in Leben verheiratet, doch ließ man sie schon nach kurzer Zeit frei. Jetzt dient sie als Mittlerin, sorgt für Nachrichten hin und her. Jos hört bei ihr von den Freunden; sie wirkt unermüdblich und — ungeschont. Aus Liebhabern macht sie Genossen.

Langsam, zum Herbst, kommt der Bundschuh in Zug; die große, Jos hofft: heitere Revolution. Tausende wogen im Mut der Verzweiflung ein. Südwestdeutschland revoltiert. Da ersolot, nun zum drittenmal, der Berrat. Ein Gefangener sagt ohne Falterswange aus; er nennt die Gefährten, bezeichnet sie bis ins kleinste genau; Hunderte von Verschwörern. Die Obrigkeit braucht nur zusucken. Doch auch Jos erhält Nachricht. Warnungen klingen durchs Land. Viele flüchten, nur wenige werden gefaßt.

Jos entkommt. Er ist nicht entmutigt, auch die Bauernschaft nicht. Mögen fünfsig verhaftet, zehn bis zwölf selbst gerichtet sein — Tausende bleiben übrig. Im Gefühl ihrer Not, der gerechten Sache hoffen und hoffen sie. Einmal muß es gelingen. Aber bei aller Klugheit verkennt Jos eins: die Macht der Verhältnisse. Wenn die Obrigkeit will, hat sie rasch ein Heer, um die Bauern, das ländliche und das städtische Proletariat zu bezwingen. Haben diese auch tapfere, wehrhafte Leute, was sind sie gegen disziplinierte, organisierte, wohl ausgerüstete Truppen? Sie hoffen aufs Ausland, die nahe Schweiz. Dort haben die Bauern Erfolg, aber auch, und zwar immer noch, Kämpfe. Wollten sie selbst, sie vermöchten es nicht, den Genossen zu helfen.

Nichts schadet dem Bundschuh wie sein Radikalismus. Jos ist erst allmählich dazu gebrängt. Er war anfangs gemäßigter, er dachte politisch. Zweierlei hat ihn umgestimmt: die Kurzsichtigkeit der Behörden und die Ohnmacht des Reichs. Dort wissen sie zwar, wie es steht, aber nichts geschieht. Topfisches Dabern, daß man, als noch Zeit ist, nicht durchgreift; so wird es zu spät, und so endet, was erst friedlich zu schlichten war, mit Gewalt. Die Bauernschaft ist das Opfer. Man kann nicht verlangen, daß sie sich flüht; daß sie stillhält, verhandelt und wartet, bis man sie hört. Immerhin Kaiser und Kurfürst sind nicht verstockt. Auch so mancher vom Adel nicht, von den Bürgern und Priestern. Schon steht Luther im Kampf gegen Rom. Manches, was die Bauern verlangen, wird allgemein unterstützt; durch Deutschland geht ein revolutionärer, proletantischer Zug. Eine Einigung wäre denkbar. Sie kommt nicht; sie wird weder von oben noch unten tatkräftig erstrebt.

1502 ist der Aufstand erstickt. 1513 und 1517. Das Nicht, das zu Anfang bei Jos war, erstarkt, wird zu tragischem Unrecht: Umkurt ohne Wink in die Zukunft; nur Zerstörung, nicht Aufbau; ein Verkennen der wirtschaftlichen, kulturellen Bedingtheit. Das ist nicht der Weg, und so steigt fast natürlich die Reaktion; sie ist härter als der proletantische Radikalismus. Jos hat andres gemollt; einen gangbaren Weg: der Entschiedenheit und Bescheidung; revolutionärer, aber nichtstarrer Kraft. Davon wollte, davon will man nichts wissen; lieber Hurle und jämlichste Reak-

tion! So wird die Not nicht behoben, das Problem nicht gelöst. Die Empörung hält an. Mag man rädern und stehen, herten und töpfen — Jos weiß, was er weiß.

Unbeirrt wird er weiter; er wird zur Verförperung des sozialen Gemissens. Seine Wegspur verliert sich, doch sein Wirken trägt Frucht. Als sie reift, als der Bauernkrieg anhebt, so allmählich im Anfang, mit so starkem Erfolg, wird auch Jos noch geliebt: „mit einem alten grauen Bart“ — eine nun schon legendäre Gestalt.

Im fünften Erdteil

(Tagebuch einer Weltreise.)
Von Kurt Offenburg.

Das Hotel

Kontraste reihen an den Kerden. Vor zwei Wochen noch ein Land des Ostens, heute ein Stück — Amerika. Die Gegenstände sind zu hart, als daß sie nicht schmerzten. Nicht allein der klimatische Sturz wirkt mich aus dem Gleich; die neue Umwelt nicht minder.

Das ist ein Stück Amerika, dieses Sodney. Schon die Silhouette, wenn das Schiff in das letzte Hafenbecken biegt, ähneln verdächtig Newyork. Aber auch hinter der Fassade, da tobt etwas von der Elboanerkraft von „brühen“. Zwar nicht ganz so hart — aber spürbar genug. Tobt, wenn auch nicht in den Fabriken, wenigstens im Leben der Straße. (Bevölkerung: 1,25 Millionen; größte Stadt im Australasien.)

Das Hotel — es könnte in Frisco stehen. John Stodwerke. Ueber 1200 Zimmer. Jedes eingerichtet mit der Sachlichkeit, die beschlossen ist zwischen Bibel und Staatslehren.

Ich wohne im sechsten Stock, Zimmer sechshundertundfünfundvierzig. Nichts Ueberflüssiges im Raum. Die Wände glatt, bildlos. Dafür das Wenige zweckvoll wie bei einer Maschine. Bett: breit, hart, labl, Eisengest. (Wer wittert nicht die Morgenluft der Puritaner?). Kleiner Schreibtisch, die Platte aus Glas, Hygiene. Im Schubfach: Briefbogen und Umschläge; Ersatzfedern, spitze und breite. Schreibunterlage, Bibel und Telefonbuch. (Scheinwerterartige Schreibtischlampe: das ist die „Detonation“. Keine Blumenode, keine Gips- oder Bleischnitzstatue in einer Zimmerede. Gelobt sei diese Sachlichkeit. Das Bad: eine Wanne; heißes, kaltes Wasser Tag und Nacht. Nicht der Schütt-Trog der Tropen. (Das Telefonbuch war abgegriffen, mit vielen Eilsoborten; die Bibel an den Schnittträndern noch zusammengeklebt.)

Die Fahrstühle: sie gleiten nicht. Sie laden ab nach unten, schnellen nach oben. (In Amerika hatte ich diese Senlation zum letzten Male.) Die Halle zwei Stockwerke hoch; Säule aus braunem, Wände aus weißem Marmor. Dazwischen Schaufenster, eingebaut in die Wand und hoch wie richtige Ladenfenster, einer Modestirma, Damenkleider, Herrenanzüge, Porzellan, Polzeua, Blumenladen, Bücherstand, Kartenerverkauf fürs Kino. Um die halbe Halle eine Galerie: da sind die Schreibzimmer, das Reisebüro, einige Räume für Diktat. Stenotypistinnen sitzen vor lautlos arbeitenden Maschinen.

Abends nach sechs ist der Alkoholausschank geschlossen. Wenigstens der von der Straße her. Die logen, Salon Bar. Innen im Hotel ist alles zu haben. Nicht nur für die Gäste, die hier wohnen (das ist erlaubt), auch für die Passanten. Die Preise sind danach, aber der Australier zahlt, weil er verdient. Bekomme keinen Schreck (wie's mir gestern geschah), wenn du 3 Schillinge für eine Flasche Bier zahlen mußt. Der Preis bastet ebenso zäh, wie der Stout sich trant. (Später gewöhnt man sich an die Preise. Keineswegs aber an die Lasten, daß die Honorare nicht in Einklang kommen wollen mit den Ausgaben.)

Wo ist das noch möglich?

Die Stadt Sodney gab dem König von Siam in der Townhall ein Festessen. Was prominent ist — will sagen: Geld und keinen Namen oder einen Namen und kein Geld hat — war geladen. Einige Musiktabellen dielten auf. Darunter, wie beliebt in diesem Land, auch eine Damenkapelle. Zwischen den Gängen gab es Tanz. (Diese „Kultur“ kommt von Amerika, drans schon vor über Australien, Ostasien bis nach Neapvten. Wann wird sie Deutschland segnen?)

Tanz zwischen den Gängen. (Sorgen haben die Leute!) Der König mit seinem Gefolge auf dem Ehrensitz. Die Kellner, weiß bekrakt, servieren. Nicht in der besetzten Haltung wie ihre braunen Brüder auf Ceylon, die edelbetriegt hinter dem Stuhl des Gastes stehen bleiben; nicht wie die Männer auf Sumatra oder im Innern Javas, die nur in tiefer Verneigung, die Hand an der Stirne sich dem Gast nähern; nicht einmal mit dem selbstverständlichen Distanzgefühl, das jedem europäischen Kellner eigen ist. Nichts von alledem eignet dem australischen Waiter. Er fühlt sich als Gentleman, nicht minder als der Gast. Dieses Bewußtsein bestimmt seine Haltung, sein Auftreten, sein Gebaren. Gentleman, Bürger, Gleichberechtigter.

Die Prominenten langen. Die Damenkapelle paußert gerade. Die Kellner servieren. Da entbeht einer von ihnen unter den Musikanten eine Bekante. Sein Tablett balancierend, ruft er ihr zu, über zwei Tische hin: „Der nächste Tanz ist mir“. Der König hört es, horcht auf, ungläubig. Und wie der nächste Tanz steigt (ist das nicht wie ein Märchen?), stellt der Kellner sein Tablett hin und kriegt die Musikdame um die Hüfte. Tanzt mit, zwischen den Prominenten; nicht Dienender, sondern Herr. Der König sieht es; vielleicht blieb ihm der Bissen im Halse stecken. Dem König von Siam.

Diese Gesichte, so extrem sie klingen mag, erblickt schlaglichtartig die Stellung eines gewissen Teiles der arbeitenden Klasse in der australischen Gesellschaft. Ebenso unbankbar wie es bei uns ist, daß ein Kommiss oder eine Ladenangestellte abends ins erste Hotel der Stadt gehen, — ebenso selbstverständlich ist es hier.

Der Kellner: er ist nur der äußerste Exponent; das typische Beispiel für die fast endgültige Bewußtseinsgrenze zwischen „Dienenden“ und „Nienenden“.

Die Manieren des australischen Kellners (nur dem Fremden auffällig), entsprechen dem Grad seines überbetonten Selbstbewußtseins. Die Art, wie er die Gäste bedient, — sie wäre unmöglich in jedem anderen Erdteil. Er serviert nicht, er wirkt gewissermaßen Gesichte und Speisen auf den Tisch. Er erkundigt sich nicht nach den Wünschen des Gastes; nimmt die Bestellung schweigend an, führt sie schweigend aus. (Daß in vielen Lokalen sofort die Rechnung präsentiert wird, ist eine Sitte des Landes). Er weiß nicht, daß man dem Gast in den Händen helfen kann; und was solche Kleinigkeiten mehr sind. Aber er wartet auf Tips, auf Trinkgeld.

Dier unterscheidet er sich nicht von seinen Kollegen in anderen Kontinenten. Untercheidet sich nicht, obgleich er besser als sie alle gestellt ist: wöchentl. 11. Tarif, 5 Pfund (100 Mark) und freies Essen hat.

Diese Zeilen, nur ein Bericht, enthalten kein Werturteil. Es zu fällen, bleibt dem Leser vorbehalten.

An der Wüste

Der Zug bewegt sich immer langsamer, je näher wir der Wüste kommen. Die Landschaft verändert sich allmählich, wie wenn sie sich nach und nach aller Netze entkleiden wollte, bis sie dann plötzlich nackt und arbeitslos, in dieser Armstaltel doch noch insolent, da liegt. Wir sind in der Steinwüste, die der Sahara vorangeht. Zwischen den dunklen und kalten Bergen des Aures liegt diese von der Sonne verbrannt, zerfprungene, zerfetzte Ebene, von der der Sturm alle bis auf die Steine heruntergerast hat. So kahl und tot liegt sie nun vor unsen Tiden, als ob nie Leben auf ihr bestanden könnte, als ob sie dem Tod und der Verwüstung unweiderrücklich geweiht wäre. Dennoch herrscht auch noch hier in diesem Bereich des Todes Sein, Bewegung, Wachstum und Werden. Hin und wieder begegnen wir ganzen Herden von Hammeln, Schafen und Aegen, und wir suchen erkaunt nach einer Sour von Weide, die den Tieren als Nahrung hätte dienen können. Noch erstaunlicher ist es, hier Schwärme von Heuschrecken ansutreffen, denn es will uns scheinen, als sei doch irgend etwas mehr vorhanden, das abgefressen werden könnte. Wenn aber das Vieh hier Weide findet, und wenn Heuschrecken sich wie eine Wolke über die Wüste hinlagern, so ist doch noch etwas Pflanzenwelt vorhanden; nur sind die armen Gassen Gewächse zwischen den großen Steinblöcken verstreut.

Je weiter wir fahren, umso seltener sehen wir ein lebendiges Wesen, und allmählich wird das Einzelne der grauen Steinblöcke, nur durch räumliche Flecke der aufgerissenen Erde unterbrochen, zu einer einschüßernden Melodie. Alle Sinne werden davon gefangen, und bliern legt sich die Wüste auf die Glieder. Die Berge rücken etwas weiter, die Ebene dehnt sich aus. Wohin der Blick reicht, steht man nur die unermeßliche Einsamkeit. Bis dann plötzlich am Horizont ein schwarzer Punkt erscheint, dann ein zweiter, dritter. Sie wachsen, werden deutlicher, bewegen sich in der Landschaft: eine Kamelkaramane. Wir sind in der Nähe menschlicher Behausungen. Nach einer Weile sehen wir eine armenfliche Eingeborenenhütte. Der Zug fährt noch langsamer, und es erscheint wie hinter einem auridagezogenen Vorhang das Wunder der Wüste: eine Oase. Palmen, Häuser, Blumen, Gras, eine Quelle, ein Teich. Auf der Station reges Leben des Orient. Dann wieder Stille, Einsamkeit, Steinmeer. Bis sich Allah erneuert der Menschen erbarmt und ihnen drei Palmen schickt, deren sie in der Stut des Tages bedürfen. Die Menschen haben die drei Palmen weiter ausgebaut; es sind heute herrliche Palmenkulturen. Die herrlichsten unter ihnen ist Bistra, wo wir rasten. Bistra in Worte fallen, heißt die reise Sübe der Entspannung zum Ausbruch bringen und jene in Harmonie aufgelöste Wohlkluft, die aus dem Kontrast der grauenhaften Wüste und der fruchtbarsten, lächelndsten Landschaft entspringt. Bistra — das sind die

verheißungsvollen Sonnenaufgänge, in Sonnenglut flimmernde Mittagsstunden, anachtsvolle Abenddämmerungen, Nächte voll Duft und Märchen. Und gleich hinter Bistra beginnt die Sahara.

Sollen wir wirklich, dem Rufe der Zeit folgend, in einem Auto-car nach der Sahara fahren? Ach nein. Die märchenbüchtränkte Luft Bistras erlaubt uns nicht, unser Schicksal in die Hände der geschickten Wüstenunternehmer zu legen. Und an einem Morgen der vielen glückhaften Tage erwachen wir mit dem Entschluß, das Märchen der Sahara ganz auszulösen und unsre Begegnung mit der Unendlichkeit so zu feiern, wie es sich geziemt. So sitzen wir denn einige Stunden später auf den Rücken der geduldbigen aller Lebewesen und lassen uns langsam im Rhythmus der Kamelschritte schaukeln. Unser Weg führt durch das alte Bistra, jene sieben arabischen Dörfer, die sich in die Palmengärten eingesenket haben und urewrig bleiben in der trägen Unbeweglichkeit. Graue Lehmwäuer umgeben die Gärten, in denen sich die Behausungen still verstreut halten und man könnte denken, man sei in einer toten Stadt, wenn nicht von Zeit zu Zeit spielende Kinder lachend an den Kamelen ausweichen würden, alte Weiber plaudernd an Brunnen ständen und vor den Türen der vielen Moscheen alte, härtige Araber sich von der Sonne rösten ließen. Und dann sind wir mitten in der Steinwüste, die wir schon aus dem Fenster der Eisenbahn kennen gelernt haben, und die uns jetzt erst nah und doch noch ferner wird. Denn, wenn man sich ihr wehrlos und unverfänglich hingibt, wie wir es taten, spielt sie ein sonderbares und verwirrendes Spiel. Sie ist voll sarter und zärtlicher Liebskungen, die einschüßernd wirken, aber dann beginnt die Sonne zu sengen und zu fressen und einen derartigen qualvollen Durst zu weden, daß man die arabische Sehnsucht nach den Oasen erst so richtig zu verstehen beginnt. Doch ganz in der Gewalt der Kameltreiber, die uns nicht verstehen, können wir nicht umkehren und lassen uns, in der Mittagsjonne beinahe vergebend, weiter tragen durch die dürre Einöde. Jetzt sehen wir auch jene Pflanzenwelt, die das Leben der Herden hier möglich macht. Es sind armselige, krautbedeckte, farblose Disteln, die dennoch unsere Kamelie ermuntern, zu rasten.

Weiter draußen hört man diese Distellandschaft plötzlich auf, und dort, wo sie endet, beginnt das Meer. Erst nachdem wir uns einen Rud gegeben haben, begreifen wir, daß dieses Meer die Sahara ist, und daß diese Wellen nicht Wasser, sondern Sandwellen sind. Ja, unermeßlich, endlos, in keinem Wellenschlage mogend, liegt das Sandmeer der Sahara vor uns, und die Kamelie, die den Weg kennen, halten nur, um zum letzten Male sich zu härten, denn nach einer Weile sind sie in der Region, von der sie erfahrungsgemäß wissen, daß sie dort nichts vorfinden werden. Hier jedoch, an der letzten Schwelle der Wüste, bat ein Mann für seine Mitmenschen eine künstliche Oase geschaffen. Ein Schweizer (o, du Volk der Gastwirte!) verkauft in einer Hütte, die er Kaftehaus nennt, für teures Geld hauptächlich Wasser. Und dann geben die Kamelie in den Sand der Wüste hinein, marschieren langsam, bedächtig — bebütam, mühte man sagen —, als ob sie erraten würden, wie schwach, hilflos und klein sich die Menschen der Unermeßlichkeit dieser neuen Welt gegenüber fühlen. Sand, heller, goldener, leise knirschender Sand. Rechts, links, vor und hinter uns. Nichts als Sand. Die Sonne spielt mit ihm herum und der Wind. Er bläst auf, moat leise und ist unveränderlich hell, ungeschuldig, golden.

Die Sonne sinkt, als unsre Führer sich endlich entschließen, den Rückweg anzutreten, und bevor sie es tun, sich noch mit dem Gesichte zur Sonne wenden und ihre offenen Handflächen ihr entgegen strecken, als Zeichen der Ehrerbietung und in stummem Gebet.

Als wir der Welt der Menschen langsam entgegenreiten, summt einer der Führer ein monotonen Liedchen, halb traurig, halb freudig, unverständlich. Es ist leicht, die Schwelle der Wüste zu überschreiten. Aber ihre Seele bleibt uns verborgen, wie die Seele dieses Kindes, das das Kamel treibt, wie sein Lied, wie die linde, unwahrscheinliche Nacht in Bistra.

Sophie Krafft.

Welt und Wissen

Neues Verfahren zur Eierkonserverierung. Bei den bisher üblichen Verfahren der Eierkonserverierung in Röhrläumen eracht sich der Nachteil, daß die Eier dabei stark austrockneten und dadurch an Güte einbüßten. Nach einem neuen Verfahren wird das Ei in einem luftverdünnten Raum in Öl gelaugt, so daß es ein wenig von diesem hochkonzentrierten Mineralöl in die Schale aufnimmt; dann wird etwas Kohlenäure in das Gefäß eingeleitet, der auch in das Innere des Eies eintritt und dabei das Del bis an die innere Eihaut vortreibt. Die Delhaut hindert dem Austritt des Wassers aus dem Innern, so daß die Eier im Lauf von 10 Monaten nur 0,1 Prozent ihres Gewichtes an Wasser verlieren, während sie bisher ohne Vorbehandlung Lebensundungsanfang so viel Feuchtigkeit einbüßten. Die Güte leidet durch diese Behandlung nicht.